

„1Hört also auf mit aller Bosheit und allem Betrug, mit Heuchelei, Neid und aller üblen Nachrede.2Wie neugeborene Kinder nach Milch schreien, sollt ihr nach dem echten Wort verlangen. Dadurch wachst ihr im Glauben heran, sodass ihr gerettet werdet.3 Denn ihr habt ja bereits schmecken dürfen, wie gut der Herr ist.“

„Die Welt“ an sich gibt es nicht. Wir alle erschaffen unsere Welt immer wieder neu. Durch die Geschichten, die wir uns erzählen und die Deutungen, die sich daraus ergeben. In der Postmoderne, in der wir das deutlicher als jemals zuvor erkennen durften, werden die Geschichten deshalb umso wichtiger.

So erzähle ich euch heute die Geschichte von Herrn M.
Ich könnte ihn auch Frau H. oder Herrn Q. nennen, das spielt keine Rolle.
Nennen wir ihn: Herr M.

Kurz nachdem Herr M. sein bisheriges Zuhause, den Bauch seiner Mutter, verließ, wurde er auf deren Bauch gelegt, suchte nach ihren Brüsten und trank, als ob er das immer getan hatte. Damals war er ein Neugeborener.

Herr M. machte, was alle Babys machen: Er vertraute instinktiv darauf, dass das, was er bekommt, gut für ihn ist. Dass er davon satt wird. Dass er dadurch so genährt wird, dass er sich entwickeln kann: Dass er wachsen kann. Dass er gesund bleibt. Dass er klug wird. Er hat noch kein Problem damit, zu zeigen, wenn er Angst hat, wenn er bedürftig ist. Und er wird dabei so richtig laut, so laut, wie es nur nötig ist. Wenn es keine Mamamilch gibt, wird gejammert, getobt, schließlich wie am Spieß geschrien. Wer einmal von der richtigen Mamamilch gekostet hat, lässt sich nicht mehr mit etwas minderwertigerem abspesen.

Während Herr M. heranwuchs, brauchte er andere Menschen, die ihm sagten, was richtig und gut ist. Feste Regeln und Grenzen. Sein Glaube war blind. Er vertraute denen, die für ihn sorgten, weil er gar nicht anders konnte.

Irgendwann brauchte er die Muttermilch nicht mehr. Er fing Stück für Stück, Frage für Frage an, sich selbst Gedanken zu machen, seine Erfahrungen zu deuten und sich ein Weltbild zurechtzulegen. Dabei verglich er sich mit anderen, steckte sich und andere in verschiedene Schubladen und richtete sich allmählich in dieser Welt ein, von der er meinte, das wichtigste zu wissen – zumindest das, was „man zu wissen brauchte“.

Vieles, von dem, woran er glaubte, waren in Wirklichkeit Überbleibsel seiner Erziehung oder Erinnerungen an Worte, die einmal ein Lehrer zu ihm gesagt hatte. Noch störte ihn das nicht, denn er schien von diesen Worten selbst tief überzeugt:

Du musst lügen, damit du einen Job findest.
Du musst dich verstellen, damit andere dich lieben.
Das Leben ist kein Kinderspiel.
Diese Welt ist hart.
Sie wollen, dass du klein und machtlos bleibst.
Sei froh, dass du ein Dach über dem Kopf hast.
Du musst kämpfen, wenn du es zu etwas bringen willst.
Wenn ich Schwäche zeige, bin ich weg vom Fenster.
Die anderen haben es immer besser erwischt.

Dann starben seine Eltern – nein, nicht tatsächlich, sondern nur in dem Sinne, dass er lernte, so zu leben, als gebe es sie nicht mehr. Ab und zu rief er noch an, um ihren Rat einzuholen, aber von Jahr zu Jahr wurde das seltener.

Schließlich starben sie tatsächlich und er wurde sich das erste Mal bewusst, dass er jetzt Waise und der Ältteste in seiner Ahnenlinie war.

Ungefähr zeitgleich verlor er endgültig seinen Glauben an einen Gott, der irgendwo im Jenseits sitzt und sich väterlich um ihn kümmert. Gott war wirklich tot. Karfreitag.

Jahre darauf machte er eine erste, echte Oster-Erfahrung mit dem Göttlichen. Er schmeckte wahre Dankbarkeit und Ergriffenheit. Gottes Liebe winkte ihm durch die Blätter der Bäume zu, durch das Glitzern des Lichtes in einer Regenpfütze, durch einen Regenbogen, der genau in dem Moment am Himmel erschien, als er sich eine wichtige Frage stellte.

Sogar eine Vorahnung von universeller Liebe ereilte ihn: Das erste Mal konnte er spüren, dass auch die alte, hässliche und geizige Tante Mathilda zum Plan Gottes dazugehörte – trotz und mit all ihren Schrullen und Fiesheiten. Denn dieser Plan war einfach perfekt.

Plötzlich ertrug er so manche Predigt in der Kirche nicht mehr: Er ließ sich ein „Made in China“ nicht mehr als ein „Made in Germany“ verkaufen. Er merkte die Mogelpackung, wo nicht drin war, was draufsteht. Wer die echte Coca-Cola kennt, und sie sich leisten kann, kauft keine Nachahmungen.

Doch dann tauchten Fragen auf.

Wenn Gott gar nicht der ist, für den ich ihn immer gehalten habe, bin ich dann vielleicht auch nicht die/der, für die ich mich immer gehalten habe? Wie viele Überzeugungen stammten von seiner Familie und seinen Freunden. Von Oma, die immer gesagt hatte: Der zeichnet so schön, der Junge. Und von seinem Freund, der im Ärger behauptet hatte: Du kriegst nur die ab, die sonst keiner will.

Von Mama: Du bist verträumt.

Von Papa: Nicht der hellste.

Und überhaupt, du hast es nicht leicht mit deiner Kurzsichtigkeit. Mit deinen linken Händen. Mit deiner gescheiterten Ehe...

...

...

Eines Tages fragte er sich das erste Mal:

Bin ich bereit ganz anders über mich und mein Leben zu denken?

Bin ich bereit das alte Haus, in dem ich bisher gelebt habe und es mir gemütlich eingerichtet habe, einzureißen und ein neues zu bauen? Ein Haus, wie es mir wirklich entspricht, wo jede Tapete, jeder Teppich, jedes Möbelstück Ausdruck meiner Einzigartigkeit ist?

...

...

...

Bin ich bereit mein Erbe als Sohn/Tochter Gottes anzutreten?
Selbst zu Mama und Papa zu werden: Selber zu wissen, was gut für mich ist?
Selber zu entscheiden, was ich glauben möchte?
Mich nicht mehr manipulieren zu lassen von anderen Menschen, die nur ihre Interessen durchsetzen wollen?
Nicht mehr auf andere zu schauen und zu zeigen, rechts und links, neidisch, missgünstig, mich empörend?
Mich nicht mehr weiter von mir selbst abzulenken?

...

Im Gebet wird er mehr und mehr zum Kind, an der Brust der Mutter, dass eins ist mit der Welt. Er fühlt sich vom Göttlichen Grund gehalten, gewärmt, genährt und liebkost. So, wie er ist, okay und nicht-okay.

Je mehr er sich seinem Inneren gegenüber öffnet, gegenüber seiner Bedürftigkeit, seiner Angst, seinem Unvermögen, seiner Sehnsucht, seiner Verzweiflung, seinen Träumen und Ideen, seinen Schattenseiten, desto mehr kam das zu ihm, was zu ihm passte:

Er fand neue Freunde und Weggefährten. Seine Missgeschicke und Niederlagen erkannte er nach und nach als Glücksfälle oder Gelegenheiten, reifer und weiser zu werden.

Während er so immer mehr Kontakt mit seinem Wesen aufnahm, wurde die Verbindung zu Gott stärker und stärker.

Die Verbindung war wie die Muttermilch, die er als Kind getrunken hatte: Sie ließ ihn im Glauben und Vertrauen wachsen.

Sie tröstete ihn, wenn er es brauchte.

Sie schien ihn zu verstehen, wenn ihn sonst niemand verstand.

Eines Tages senkte sich aus heiterem Himmel ein Licht über ihn. Er begriff, dass er selbst ein Teil dieses Göttlichen ist, das er immer gesucht hatte. Er erfuhr, wie es manche nennen mögen, ein allmähliches Erwachen, eine Erleuchtung:

Sein altes Ich durfte allmählich sterben, sein neues Ich stand auf.

In seiner Kirche würde er jetzt womöglich als „Häretiker“ gelten, vielen Bekannten als verrückt – also zog er vor, zu schweigen und ihn dem zu schwelgen, was manche „Seligkeit“ nennen.

Er musste gar nicht reden: Wer ihn ansah, sah ein Leuchten in seinen Augen und spürte, wie auch das eigene Herz leichter und farbenfroher wurde.